

eine *bessere* Prüfung nur eine (perfekt-) wissenschaftliche sein kann. Es geht doch simpler: Auch im Vorwissenschaftlichen hat das Wort ‚besser‘ eine ausreichend klare Bedeutung. (Es sei in diesem Zusammenhang an das Weylsche Gegensatzpaar ‚subjektiv-absolut‘ und ‚objektiv-relativ‘ erinnert. (Popper 1966:75, Anm.5.)

In Satz 13 des letzten Absatzes (und nur dort) spricht der Kritiker von ‚Gefahren der Politisierung der Sozialwissenschaften‘ (durch meinen Vorschlag). Dazu: Eine zunehmende Empirisierung bewirkt m.E. das Gegenteil. Es wird im Rahmen einer final-empirischen Politik schwerer, „seinen“ Wissenschaftler zu finden, weil das Kritikpotential hier größer ist.

Der Schluß (die drei letzten Sätze der Kritik) stellt ein Musterbeispiel historizistischer Argumentation dar. Man vergleiche dazu Popper (1974, S. 74 ff.), und zwar die Abschnitte „Die Variabilität der Versuchsbedingungen“ und „Sind Verallgemeinerungen auf Epochen beschränkt?“. Auf S. 76 schreibt Popper: „Die Möglichkeit, daß ein Sozialforscher im Kochtopf landet, bevor es ihm gelungen ist, sich . . . kannibalischen Gewohnheiten anzupassen, ist ebensowenig auszuschließen wie die Möglichkeit, daß in einer ‚geplanten‘ Gesellschaft seine Forschungen in einem Konzentrationslager enden.“

#### 4. *Schlußbemerkung*

Beckers Sorge gilt der Erhaltung der – mühsam genug errungenen – westlichen Demokratie. Er setzt diese gleich mit ‚Parteiendemokratie‘. Und diese wiederum scheint er mit ‚Volksparteien-Demokratie‘ gleichzusetzen. – Ich glaube nicht, daß die ‚Volksparteien-Demokratie‘ das beste Mittel zur Macht-Balance ist. Einmal, weil es kein *bestes* Mittel gibt (es gibt immer bessere) – und zum anderen aus den in meinen Beiträgen (1978a u. b) dargelegten Gründen.

#### *Literatur:*

- Bußhoff, H., 1978: Politik und Sozialexperiment. ZfS 7, 399–403  
 Eckel, K., 1978a: Das Sozialexperiment. ZfS 7, 39–55  
 Eckel, K., 1978b: Final gebundene Politik. ZfS 7, 403–406  
 Popper, K., 1966: Logik der Forschung  
 Popper, K., 1974: Das Elend des Historizismus  
 Tenbruck, F.H., 1979: Die Gesellschaftswissenschaften stürzen die Gesellschaft ins Abenteuer. Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 9.3.1979.

### Kommentar zu Johannes Berger, „Intersubjektive Sinnkonstitution und Sozialstruktur“ (ZfS Oktober 1978)

**Hans Joas**

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung  
 Lentzeallee 94, D-1000 Berlin 33

Johannes Berger hat unter dem Titel „Intersubjektive Sinnkonstitution und Sozialstruktur“ einen Beitrag zur Kritik handlungstheoretischer Ansätze in der Soziologie vorgelegt, in dem er als deren entscheidenden Mangel aus der Sicht der marxistischen Theorie die „Abwesenheit eines „subjektfrei“ konzipierten Strukturbegriffs“ (S. 327) angibt. Er entwickelt im Anschluß an seine Kritik der Handlungstheorien Motive und Potential dieses Strukturbegriffs, insbesondere in der Analyse des Marktmechanismus und am Klassenbegriff. Da ich der Meinung

bin, daß diesem Theorievergleich<sup>1</sup> ein ungenügendes Bild sowohl der Handlungstheorie wie der marxistischen Theorie zugrundeliegt und deshalb die beabsichtigte Differenzbestimmung nur scheitern kann, möchte ich diesem Beitrag entgegenreten.

1 Theorievergleich scheint mir eine ungenügende Motivation für ein solches Unterfangen, da dies die Intention der abweisenden Kritik oder der konstruktiven Integration neutralistisch untergehen läßt.

1. Berger unterwirft die untereinander so weit divergierenden handlungstheoretischen Ansätze von Weber, Schütz, Winch und Mead einer einheitlichen Kritik. Auch wenn dieser Verzicht auf Differenzierung manchem als gewaltsam erscheinen möge, sei dies doch „im Blick auf den hier interessierenden Punkt ohne Bedeutung“ (S. 327, Anm. 1). Dies ist in Frage zu stellen.

Zunächst verwirrt die durchgängige Rede von „intersubjektiver Sinnkonstitution“, da diese ja keineswegs ein gemeinsames Charakteristikum handlungstheoretischer Ansätze ausdrückt, sondern die sprach- und interaktionstheoretischen Richtungen von jener Handlungstheorie (etwa Webers) abgrenzt, in der Sinn einfach als vorgegebene Bewußtseinstatsache des zunächst isolierten, soziale Beziehungen erst eingehenden Individuums erscheint. Theorien der „intersubjektiven Sinnkonstitution“ dagegen begreifen schon die elementarsten Voraussetzungen individuellen Handelns, d.h. Fähigkeit zur und Spielraum der Intentionalität selbst, als sozial. Wenn die Pointe dieser Begriffsverwendung Bergers nicht darin liegen soll, die Übertragung von Argumenten der Kritik an einer individualistischen Handlungstheorie auf die intersubjektivitätstheoretische *unter der Hand* zu ermöglichen, dann geht damit ein wesentlicher Aspekt verloren. Nimmt man nämlich den Gedanken intersubjektiver Sinnkonstitution ernst, dann ist die Handlungstheorie damit nicht mehr im Sinn des methodologischen Individualismus konzipierbar, sondern immer schon auf eine den einzelnen Handlungen vorausliegende Dimension der Vergesellschaftung bezogen.

Berger meint nun, daß diese Dimension, sofern sie überhaupt erreicht wird, in handlungstheoretischen Ansätzen nur in der Form einer Gleichsetzung von Gesellschaft und Sprache, von gesellschaftlichen Zusammenhängen und den Zusammenhängen symbolischer Äußerungen auftreten kann. Diese von Berger der phänomenologischen Tradition unterstellte These trifft auf deren Repräsentanten Schütz aber nur mit großen Einschränkungen zu, insofern sich dessen Problematik eher daraus ergibt, den Schritt von der Bewußtseins- zur Sprachanalyse nur ungenügend gemacht zu haben. Die größte Plausibilität hat Bergers Behauptung für Winch, der nun aller-

dings einer anderen – der Wittgensteinschen – Tradition entstammt. Bei diesem aber bedeutet Sprache nicht lediglich einen semantischen oder grammatischen Zusammenhang, sondern einen „praktischen“: „Das Verstehen ist immer die Partizipation an einer Praxis“, wie Berger selbst referiert (S. 329). Damit ist aber Gesellschaft als intersubjektiver Praxiszusammenhang und nicht als geistiges Gebilde zumindest im Ansatz gedacht.

Nun liegt der rationale Kern von Bergers Widerstand gegen Schütz und Winch darin, daß diese tatsächlich an der Frage eines Bezugspunktes gegenüber der Perspektive der einzelnen Subjekte scheitern<sup>2</sup>. Im Falle des von Berger ebenfalls erwähnten Mead aber scheint mir auch dieser Rest des Arguments unberechtigt<sup>3</sup>. Für diesen nämlich bedeutet intersubjektive Sinnkonstitution, daß die Bedeutungen konstituierende Struktur wechselseitiger Verhaltenserwartungen auf einer kooperativen Praxis gegenüber Natur aufruht. Kommunikation ist bei ihm auf Kooperation bezogen. Entsprechend führt Mead den Begriff des „social act“ nicht als den individueller, sozial gerichteter Handlungen, sondern umgekehrt als Kennzeichnung kollektiver Lebensprozesse ein, die sich bei der humanspezifischen Form der Sozialität in individuelle Verhaltenserwartungen differenzieren. Hinfällig ist auch die Deutung Bergers, handlungstheoretische Soziologie sei identisch mit dem Postulat des Perzeptionsbezuges aller Begriffe. Meines Erachtens handelt es sich hier um die verbreitete Verwechslung der Reichweite handlungstheoretischer Kategorien mit dem Bereich interpersoneller Unmittelbarkeit. Wenn erkannt wird, daß es gerade zum Potential der symbolisch koordinierten gesellschaftlichen Arbeit gehört, auch bei räumlicher und zeitlicher Trennung der Akteure untereinander in Kooperationsbeziehung zu stehen, dann ist auch dieser Einwand erledigt und es wird klar, daß auf der Grundlage interaktionistischer Handlungstheorie sehr wohl ein Begriff überpersonaler Handlungsstrukturen ent-

2 Vgl. zur Kritik an Schütz und Winch die Ausführungen von Habermas (1967: 94-149).

3 Vgl. vorläufig meine beiden Arbeiten zu Mead (Joas 1978, 1979).

wickelt werden kann. Bei Mead wurde dies bekanntlich ansatzweise im Begriff des „generalisierten Anderen“ versucht. Die damit von ihm vornehmlich analysierten Mannschaftsspiele zeigen durchaus die Eigenschaften, welche Berger als Argumente für den Strukturbegriff ins Feld führt: die Austauschbarkeit der einzelnen Mitglieder ebenso wie das Überwiegen des Gesamtarrangements über die einzelnen Elemente. Überpersonale Handlungsstrukturen in diesem Sinn sind allerdings nicht „subjektfrei“ konzipiert. Es wird vielmehr versucht, alle gesellschaftlichen Institutionen und Zusammenhänge nach dem Muster offener, ihre Ziele und Funktionsverteilung kommunikativ selbst bestimmender Gruppen zu deuten. Die Frage, die sich nun stellt, ist gewiß, ob dies von analytischem Wert auch für die Untersuchung nicht-kooperativer Formen der Arbeitsteilung (wie des „Marktes“) sein könne oder ob wir es hier nur mit einem utopisch-schönen oder legitimations-ideologischen Gegenbild zum realen Antlitz unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zu tun haben.

2. Diese Frage muß sich im Kontrast mit der Begriffsbildungsweise der marxistischen Theorie aufhellen. An Bergers Vorgehensweise fällt dabei sofort auf, daß er die marxistische Theorie nicht – wie man es bei einer Konfrontation mit handlungstheoretischen Ansätzen erwarten könnte – vom entsprechenden Begriff der „Praxis“ her einführt, sondern von dem der Struktur. Damit ist bereits eine nicht weiter ausgewiesene Vorentscheidung gefallen, nämlich die, den Strukturbegriff nicht selbst aus einem intersubjektiv gedachten Praxisbegriff heraus zu entwickeln, sondern ihn antagonistisch, als Gegenbegriff einzuführen. Berger erläutert den Strukturbegriff zum einen an Adam Smith' „Entdeckung“ des Gleichgewichtsmechanismus von Märkten und sieht darin ein wesentliches Beispiel für eine zentrale analytische Kategorie, in die die Wahrnehmung von Akteuren keinen Eingang findet. Zum anderen bezieht Berger sich auf den Strukturbegriff der strukturell-funktionalen Theorie, welcher er im Anschluß an Lockwood und viele andere ihren „Normativismus“ vorwirft. Die Unterscheidung von System- und Sozialintegration scheint ihm dabei auch im marxistischen Sinn nützlich.

Zu beidem sind Einwände möglich. Was Berger an Smith herausarbeitet, ist lediglich die Exi-

stenz selbstregulativer Mechanismen in gesellschaftlichen Zusammenhängen. Hierin allein kann das Spezifikum der marxistischen Theorie nicht gut stecken. Dies wird auch dann nicht klarer, wenn Berger die Differenz von „Produktionsverhältnissen“ und „sozialen Beziehungen“ als wesentlich betont und dem Marxismus als Charakteristikum die Interpretation der Produktionsverhältnisse als Wertrelationen zuspricht. Neben der Frage, ob damit nicht gerade Ökonomie und Sozialwissenschaft in einer typisch unmarxistischen Weise voneinander getrennt werden, scheint mir das Hauptproblem hier darin zu stecken, daß Berger die prinzipielle Differenz der Marxschen und der klassischen Wertlehre überhaupt nicht thematisiert. Wir hören kein Wort darüber, daß Marx' Leistung gerade darin lag, nicht am Schein einer im Wertgesetz sich ausdrückenden sachlichen Beziehung haften zu bleiben, sondern die konstitutiven sozialen Beziehungen hinter allen Wertrelationen konsequent deutlich zu machen. Damit wird gleichzeitig die Wertrelation ihres überhistorischen Anscheins beraubt und als Ausdruck einer bestimmten Struktur voneinander isolierter und nur über den Tausch auf dem Markt miteinander verknüpfter Produktionshandlungen durchschaubar. Die scheinbar „subjektfreie“ Anlage der Kapitalanalyse mit ihrer Darstellung der Genese der Wertformen in Gestalt einer immanenten Kategorienentwicklung steht dazu nicht im Widerspruch<sup>4</sup>. – Die Unterscheidung von System- und Sozialintegration – um zum zweiten Einwand zu kommen – scheint mir im Unterschied zu Berger keinesfalls nahezulegen, den Begriff der Systemintegration „subjektfrei“ zu fassen. Vielmehr betrifft diese Unterscheidung diejenige zwischen faktischer Vergesellschaftung der Individuen durch ihre Handlungen und interpretierter kollektiver Identität durch umfassende Deutungssysteme. Der Begriff der Systemintegration spielt nicht auf ein materielles Substrat als solches an, sondern auf einen materialisierten Begriff sozialer Handlungszusammenhänge.

In allgemeinen Begriffen gesagt, denn zu Marx-Philologie ist hier kein Platz: das Spezifikum der Marxschen Theorie besteht für mich darin, die für unser aller Erfahrung unabweisbare Ver-

4 Vgl. hierzu die ausgezeichnete Kritik der strukturalistischen Kapital-Lektüre und Geschichtstheorie insgesamt bei Honneth (1977, besonders 440 f.).

selbständigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse weder einfach abzuleugnen, noch in subjekt-freien Begriffen zu verdinglichen, sondern Gesellschaft allgemein und diese Verselbständigung konkret als Produkt menschlichen Handelns durchschaubar zu machen. Dieses Problem ist auch außerhalb des Marxismus nicht zu umgehen, da zur Untersuchung der *Konstitution* selbstregulativer Teilsysteme als Alternative nur eine sozialkybernetische Auffassung der Gesamtgesellschaft mit all ihren logischen Widersprüchlichkeiten bleibt. Berger trivialisiert das in diesem Einwand wirkende Motiv, wenn er es (S. 328) auf die Dimension des Wunsches und der Information reduziert, anstatt die sachhaltigen Bereiche der gesellschaftlichen Organisation der Bedürfnisformung und Willensbildung einzusetzen. Die marxistische Theorie bildet die sich selbst regulierende Gesetzmäßigkeit des Marktes oder die Trennung der wertgesetzgesteuerten Produktionsverhältnisse von den sozialen Beziehungen nicht einfach ab, sondern faßt sie in der Struktur ihrer Begriffsbildung als der menschlichen Praxis entsprungene Entfremdungserscheinungen, welche durch ihre Unterwerfung unter demokratische Entscheidungen, herrschaftsfreie kollektive Willensbildungsprozesse aufgehoben werden müssen. Nur diese Art der Begriffsbildung nimmt dem gesellschaftlichen Veränderungswillen den Charakter willkürlichen bloßen Wollens und Sollens.

Berger führt am Schluß seiner Ausführungen vor, daß Begriffe ohne Rekurs auf die Sichtweisen der Betroffenen gebildet werden können: dies ist unbestritten und gilt für alle nicht über das Selbstbewußtsein vermittelten, nur vorfindlichen Merkmale. Der von interaktionistischen Handlungstheorien geforderte Rekurs bedeutet meines Erachtens nicht den Ausschluß solcher Merkmalsdimensionen oder die bornierte Abhängig-

keit vom vorfindlichen Bewußtsein, aber doch die Aufgabe der dialogischen Klärung des Verhältnisses dieser Begriffe zur Sichtweise der Betroffenen und zum Interessen- und Erfahrungshintergrund der Forscher. Es ist charakteristisch, daß Berger der traditionsreiche Gedankengang vom Übergang der Klasse an sich zur Klasse für sich in den Händen zerrinnt, wenn er ihn als Zusammenhang von Klassenlage und Lebensform reformuliert. Dieser Gedanke betrifft doch den Übergang zum Selbstbewußtsein der eigenen objektiven Lage als ersten Schritt, die eingetretene Verselbständigung wieder aufzuheben. Das Begreifen des damit in Gang kommenden individuellen Lern- und gesellschaftlichen Veränderungsprozesses aber erfordert begriffliche Möglichkeiten, welche bei Marx angelegt sind, in den interaktionistischen Strömungen meist nur abstrakt entwickelt wurden und heute gegen den Widerstand eines objektivistisch oder strukturalistisch erstarrten Marxismus entfaltet werden müssen.

### Literatur

- Berger, J., 1978: Intersubjektive Sinnkonstitution und Sozialstruktur. Zur Kritik handlungstheoretischer Ansätze der Soziologie. *Zeitschrift für Soziologie* 7, 327–334.
- Habermas, J., 1967: *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Tübingen.
- Honneth, A., 1977: Geschichte und Interaktionsverhältnisse. Zur strukturalistischen Deutung des Historischen Materialismus. In: *Theorien des Historischen Materialismus*, hrsg. von Jaeggi, U., Honneth, A., Frankfurt, 405–449.
- Joas, H., 1978: George Herbert Mead. In: *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 2, hrsg. von Käsler, D., München, 7–39.
- Joas, H., 1979: Intersubjektivität bei Mead und Gehlen. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 65 (im Druck).

## Wie viele Soziologien? Antwort auf Hans Joas

### Johannes Berger

Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie  
Universitätsstraße 1, D-4800 Bielefeld 1

Hans Joas hält mir in seiner Kritik an meinem Aufsatz vor, ein „ungenügendes Bild sowohl der Handlungstheorie wie der marxistischen

Theorie“ entworfen zu haben mit der, wenigstens für den Autor, unerfreulichen Folge, daß die „beabsichtigte Differenzbestimmung“ nur